

Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1932)

Artikel: Noch einiges aus dem Schatz unserer Muttersprache
Autor: Gartmann, J.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550412>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

NOCH EINIGES AUS DEM SCHATZ UNSERER MUTTERSPRACHE

VON PROF. J. B. GARTMANN

In den letzten Jahrgängen des «Bündnerischen Haushaltungs- und Familienbuches» haben wir darzustellen versucht, wie die Sprache aus dem Tierleben Stoffe zu Vergleichen und Metaphern schöpft. Aber auch die Pflanzenwelt liefert zahlreiche Bilder, um der Ausdrucksweise Kraft, Anschaulichkeit und Frische zu verleihen.

Das geheimnisvolle Leben und stille Weben der Pflanzen hat zu allen Zeiten die Aufmerksamkeit des Menschen auf sich gezogen. Ganz besonders zugetan sind sie den Blumen. Diese üben ihren Zauber aus auf Junge und Alte. Nach den Blumen streckt das kleine Kindchen schon die Ärmchen aus, nach ihnen bückt sich der müde Greis, wenn sie noch aus dem welkenden Herbstgras hervorgucken als Bejager des Lebens. Es ist deshalb nicht auffällig, daß sie auch in der Sprache eine wesentliche Rolle spielen.

In erster Linie wollen wir die erhabenste unter ihnen, die Rose, nennen. Sie wird als Sinnbild der Freundschaft, der Freude und der Jugendfrische hingestellt. Rosenwangen und Rosenlippen sind Beweise der strotzenden Gesundheit. Sanders stellt in seinem Wörterbuch die verschiedenen Stufen im Lebensalter der Jungfrau als Rosen dar: «ein sechzehnjähriges, liebliches Mädchen ist eine wilde Rose im Walde, ein siebenzehnjähriges eine Moosrosenknospe, ein achtzehnjähriges eine Moosrose selber, ein neunzehnjähriges schon eine Teerose, reizend, zart und still blühend in Sehnsucht. Teerose bleibt sie, bis — die Liebe kommt, um sie in eine Zentifolie (Hundertblättrige) zu verwandeln in ernster, vollentfalteter Schönheit.» Schwinden der Jungfrau aber die Jahre des Blühens und der Schönheit dahin, ohne daß die Liebe gekommen ist, so wird sie zur verblühten Rose, die ihr Haupt langsam von der Sonne abkehrt. Wie die rote Rose das Symbol der Liebe ist, so ist die weiße das der Reinheit und Unschuld. Wie der Strauch mit roten Rosen auf dem Grabeshügel von unvergänglichlicher, ewig gleichbleibender Liebe zu den Heimgegangenen spricht, so redet der weiße Rosenstrauch in der Hand der Braut von Tugend und Reinheit.

In unserer Zeit wird auch bei Trauerfällen oft ein Strauß weißer Rosen mit schwarzem Band oder schwarzer Schleife als vornehmster Ausdruck reiner, tiefster Trauer, leidenschaftslosen, innigen Schmerzes gestiftet.

Anakreon schon, ein alter griechischer Sänger, nannte die Rose die erste Sorge des Frühlings. Sehr alt ist auch der Ausdruck, einem etwas sub rosa (unter der Rose) sagen, d. h. in der Zuvorsicht vollständiger Verschwiegenheit. Bei den alten Römern soll man nach Aussage Winkelmanns, eines gewiegten Altertumsforschers, bei Gastmählern sowie bei ernstlichen Beratungen über das Wohl des Gemeinwesens eine natürliche oder eine künstliche Rose an die Decke des Saales aufgehängt haben. Der Anblick derselben sollte jeden Beteiligten daran erinnern, daß weder von

den heiteren Tischgesprächen noch von den ernstlichen Beratungen etwas ausgeplaudert werden dürfe. Denselben Zweck sollten auch die Rosenkränze, mit denen die Becher umwunden wurden, erfüllen. Diese Verwendung der Rose als Symbol der Verschwiegenheit rührt aus der Mythologie her. Cupido, der Liebesgott der Römer, schenkte die erste Rose dem Gott des Schweigens, Harpokrates, der ihm dafür das Versprechen geben mußte, niemals die Geheimnisse der Liebenden zu verraten. Mit Vorliebe stellen denn auch die Künstler aller Zeiten Liebende unter Rosensträuchern oder in Rosenlauben dar, wo sie ihre süßen Geheimnisse austauschen dürfen, ohne Gefahr laufen zu müssen, daß sie ausgeplaudert werden. Im «Narrenschiff» von Brant heißt es deshalb: «Was wir kosen, bleibt unter Rosen». Und im alten Soldatenlied verspricht der Landsknecht: «Im Rosengarten will ich dir warten»... Auf den Beilen der Feme, des heimlichen Gerichtes des 15. und 16. Jahrhunderts, befand sich das Bildnis eines Ritters mit einem Rosenstrauß in der Hand. Rosen wurden auch als Symbol der Verschwiegenheit an Beichtstühlen angebracht.

Eine höchst sinnige, praktische Einrichtung und buchstäbliche Ausdeutung der Redensart «unter Rose etwas mitteilen», findet sich in alten Klöstern. Die gewölbten, steinernen Gemächer oder Zellen der Mönche und Nonnen waren oft so gebaut, daß in allen vier Winkeln halboffene Röhren oder Zylinder in Stein angebracht waren, welche den Schall und namentlich den Klang des gesprochenen Wortes in verborgenen Röhren bis in die Zelle des Abtes fortpflanzten, so daß dieser alles in den Zellen Gesprochene hören und verstehen konnte. Wollte man jemand etwas sagen, ohne daß der Abt davon Kunde erhielt, so mußte man ihn in die Mitte des Zimmers führen. Dort aber liefen die steinernen Bogen des Gewölbes zusammen, und an der Decke war eine Rose (Rosette) angebracht. Man mußte also tatsächlich unter der Rosette (sub rosa) stehen, wenn man jemand etwas ganz vertraulich sagen wollte.

Luther soll in seinem Siegel eine Rose mit einem Kreuz geführt haben mit der Unterschrift: «Ein Christenherz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht».

Eine edle Blume neben der Rose ist die Lilie. Auch sie zielt in ihrem blendenden Weiß die Gräber lieber Menschen. Schon das alte Volkslied weiß von den drei Lilien zu berichten, die auf einem Grabe stehen und dann von einem stolzen Ritter abgepflückt werden. Den Lilienstengel tragen die Engel und Heiligen auf Bildern als Symbol der von den Erdschlacken befreiten Reinheit. C. F. Meyer läßt in seiner Bündner Geschichte «Jürg Jenatsch» die Schwester Perpetua träumen, der hl. Dominikus habe der Jungfrau Lukretia Planta einen Lilienstengel gereicht und dadurch dem Wunsche Ausdruck verliehen, sie möchte Priorin des Klosters Cazis werden. Durch

den Lilienstengel wird in zarter Weise die Würdigkeit Lukretias für den hohen Posten unterstrichen.

Ist die Lilie das Symbol der Reinheit und erhabenen Schönheit, so ist das Veilchen das sprechende Sinnbild der Bescheidenheit. Trotz seiner leuchtenden, zum Teil satten Farben verbirgt es sich im Grase, tritt bescheiden hinter allen anderen Pflanzen zurück. Sein Lob ist unter anderem in die schlichten Worte gekleidet worden:

«Man schafft so gern sich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet sie,
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Im Grase blüh'n.»

Ein Gegenstück zum Veilchen, dem trauten und verträumten Blümchen unserer Wiesen und Gärten, bildet die Tulpe mit ihrer prunkenden, fremdartigen Schönheit und Farbenpracht. Unsere Sprache erzählt von ihrem kalten Hochmut und wie sie an ihrer Großmannssucht zugrunde gehe. Ein beißender Reif versengt ihr stolz erhobenes Haupt, während das Veilchen im Grase geborgen ist und weiter blüht.

Aber nicht nur zu den Gartenblumen, die unter der fürsorglichen Pflege gedeihen, hat der Mensch ein inniges Verhältnis, sondern auch zu den Wiesenblumen. Wie oft haben nur seit Goethes Gretchen junge Mädchen die zarten Zungenblüten der *Wucherblume* oder Margerite herausgezupft und an das Blumenorakel die Frage nach der Treue des Geliebten gerichtet mit den Wechselworten: «Er liebt mich, liebt mich nicht, liebt mich». Und wie gerne haben sie der Blumensprache geglaubt, wenn die Befragung ein bejahendes Ergebnis hatte, im anderen Falle mit einer anderen Reihenfolge der Fragen einen günstigen Ausgang herbeizuführen gesucht.

Oder wer kennt nicht die *Wegwarte*, jene wunderbar blau blühende Blume des Herbstes, die im hartgewordenen Herbstgras am Wege wie ein Stücklein blauen Frühlings- oder Sommerhimmels leuchtet. Die Sage meldet von ihr, sie sei eine erwünschte Prinzessin, die auf ihren Geliebten warte, der sie treulos verlassen habe und nie wiedergekehrt sei. In der Farbe der Treue, dem leuchtenden Blau, warte sie nun zwischen staubbedeckten, sommermüden Halmen auf seine Wiederkehr.

Eine weitere Wiesenblume, die sich unserer besonderen Sympathie und Liebe erfreut, ist sodann das *Vergißmeinnicht* mit seinen unvergleichlich zarten Blütensternen. Schon sein Name macht es zum Symbol unseres treuen Gedenkens derer, die uns lieb und teuer waren und nun unserem Auge entrückt sind. Mit seiner rein blauen Blütenkrone mit dem goldenen Sternchen in der Mitte, mit seiner schlichten Bescheidenheit redet es auf Gräbern eine eindringliche Sprache treuen Erinnerns.

Um dieses zarte Kind der Flora weben sich allerlei Erzählungen und Sagen, besonders um seinen Namen. Die einen berichten: Nachdem der liebe Gott alle Blumen geschaffen und ihnen Namen gegeben hatte, zerstreuten sie sich in Wiesen, Feldern und Wäldern, auf Bergen und in Tälern. Alle waren glücklich und zufrieden mit ihrem neuen, strahlenden Kleidchen und mit ihrem Namen. Nur ein Blümchen war traurig, trat vor den Hergott und bat ihn, ihm seinen Namen

nochmals zu sagen; denn es habe ihn in seiner großen Freude vergessen. Mit väterlichem Ernst und warmer Herzensgüte sagte er ihm: «Vergiß mein nicht». Seither heißt es *Vergißmeinnicht*. Feinsinnig hat unser Bündner Lyriker Martin Schmid in Chur in seinen «Bergblumen» die Entstehung dieses Blümleins poetisch verklart:

Vergißmeinnicht.

Und da Maria tief in Trauer war
Und heimzu wandert' zum verlass'nen Haus,
Da weinte leise sie in sich hinein
Und weinte sich die blauen Augen aus.

Und nieder perlten ihre Tränen klar
Und sickerten in kühlen Erdengrund,
Und wunderbar umglänzt von blauem Schein
Viel Blümlein wuchsen auf zur selben Stund'.

Und wo ein Mutterauge fromm und rein
Schaut in der Blumen blaues Angesicht,
Ein Stimmlein läutet zart und glockenrein:
Ist auch ein Blümlein, heißt Vergißmeinnicht.

Daß bei uns im Bündnerland auch die Bergblumen zu Gleichnissen verwendet werden, ist geradezu naturnotwendig. Um auszudrücken, daß es nicht gut sei, wenn ein Mensch aus einfachen Verhältnissen in ein ganz anderes Milieu verpflanzt werde, sagt einer: «Nimm das Edelweiß von der Bergeshöhe; es stirbt oder entartet». Um eine junge Tochter vom Zug nach der Großstadt zu heilen, sagt ihr der sorgenvolle Vater: «Alparosa waxand nit uf Schutthufen; wenigstens blüestanst dört nümma oder nümma rächt». Edelweiß und Alpenrosen werden auch von Malern gerne symbolisch dargestellt. Wir brauchen nur an Segantinis treffliche Personifikationen «Edelweiß und Alpenrose» zu denken. Das Edelweiß als frohe Mädchengestalt mit heiteren Zügen und lichthem Blick, die Alpenrose träumerisch versonnen, den Blick in weite Fernen gerichtet. Beide sind Kinder derselben herben Mutter, der Berglandschaft, und doch so verschieden in ihrem Wesen, wie es sich oft auch bei Menschenkindern derselben Mutter zeigt.

Wie innig verbunden eben nicht nur das Volk, sondern auch unsere Dichter und Maler mit der Blumenwelt sind, zeigen verschiedene Schöpfungen der letzten Jahrzehnte auch in unserem Land. Wir haben bereits kurz hingewiesen auf Martin Schmid's zartes Sing- oder Sprechspiel «Bergblumen», das auch durch Bröching vertont und in einer illustrierten Ausgabe herausgegeben worden ist. Mit einfachen Mitteln lassen sich die verschiedenen Bergblumen darstellen und reizende Blumengruppen schaffen. Durch das ganze Stück weht der frische Hauch der Bergwelt mit ihren zarten Blumenkindern, weht das innige Sichgefühl in die Poesie dieser zarten Wunderwelt. Das Ganze ist zugleich die eindringlichste Predigt der Liebe zur Natur und damit für den Naturschutz.

Wir weisen ferner auf Adolf Freys zarte Blumenritornelle hin, die durch Kreidolfs Künstlergeist und hand mit trefflichen Bildern geschmückt worden sind.

Ein liebevoller Beobachter der Blumen wie auch der übrigen Pflanzen und der Tiere ist ferner Hermann Löns.

Aber nicht nur die Blumen, sondern auch die Bäume haben wertvolle Bausteine geliefert zum Ausbau unseres Sprachgebäudes. Jedem Kind sind die Ausdrücke baumstark, groß wie eine Tanne, festgewurzelt wie ein Baum bekannt. Fällt ein Großer und erregt dadurch Aufsehen unter seinen Mitmenschen, so wird sein Fall mit dem des mächtigen Waldbaumes verglichen, der mit weit ausgreifenden Ästen hinstürzt, viele Jungbäume unter seinem Riesenleib begräbt und durch das Brechen seiner Äste, das wie ein Klageruf durch den Wald dringt, alle Kreaturen erschreckt.

Da wir gerade vom gefällten Baume sprechen, möge noch ein drastisches Bild Erwähnung finden. Einen Mann mit hartem, unbeugsamem Wesen nennt man häufig ein «Stocktütschi»; das ist der unterste Teil eines Stammstückes, der Abschnitt hart über der Wurzel. Dort ist das Holz oft sehr zäh und wirrfaserig, für Hand und Werkzeug des Arbeiters schwer zugänglich.

«I bin hohla wia an alti Bärgetanna,» sagt etwa ein alter, müder, entkräfteter Mann.

Hat einer sein Glück auf unsicheren Grund gestellt, so sagt der Volksmund: «Er hät sins Glück an a dürra Ast g'hängt». Verderbt sich ein Mensch durch unkluges Handeln, Nachlässigkeit und Leichtsinns seine Existenz, so hat er sich selber den Ast, auf dem er saß, durchgesägt. Der geschlossene Bergwald mit seinen flechtenbehangenen Tannen ist das Urbild der starken Gemeinschaft und die Veranschaulichung des alten Wahrspruches: «Eintracht macht stark».

Aber nicht nur der Baum im allgemeinen, sondern die verschiedenen Arten im besonderen werden in der Sprache symbolisch gebraucht. Seit alter Zeit wird die Wettertanne als Bild der unwüchsigen Kraft hingestellt, und ein Mensch, der mit der Heimat Erde stark und innig verwachsen ist, mit ihr verglichen. Desgleichen die Bergarve, die oft auf weite Strecken hin als einziger Baum das Bild der Berglandschaft belebt und als Pionier des Bergwaldes an der steilen Lehne emporklimmt. Deren kleinere Schwester, die Legföhre, bot einmal Stoff zu folgendem Vergleich:

Ein Bauer wurde wegen seiner kleinen Statur gehänselt, worauf er die Necker mit den Worten zurückwies: «D' Arala (Legföhren) haltend d' Laubana ehanda us as di längan Tanna. Schönnand schi tücken, und die andaran bringand dan Grind nid teuf gnuag ab und wärdend gäbrochan». Einer neckte den andern wegen seines wirren Graubartes mit den Worten: «Du häst an Bart wia Tannrack (Flechtenbärte).

Als Verkörperung der Kraft wird sodann der Eichbaum hingestellt. Nur eine außerordentliche Gewalt vermag ihn zu brechen. Deshalb sehen wir auf Grabmälern sehr oft einen abgebrochenen Eichenstamm, der uns sagt, daß der Tod hier ein Leben gebrochen habe, das noch in der Vollkraft stand. Eichenkränze zierten schon vor alten Zeiten die Sieger und verkündeten ihre überlegene Kraft.

Wie sehr man die Kraft des genannten Baumes verehrte, zeigt uns der Umstand, daß man glaubte, seine Kraft könne auch auf die Menschen übergehen. Ein Buch aus dem 17. Jahrhundert rät, um «sympathischer Weise ein hohes Alter zu erreichen»:

Dazu muß man einen alten / großen / frischen Eichbaum erwählen / und im Herbst um das Aequinoctium unten um die Wurzel die Erde aufgraben / und in die Wurzeln an verschiedenen Orten Löcher bohren / und Zapfen hinein schlagen / und an die Zapfen Krüge richten / wohl verküthen / daß nichts Unreines von außen hinein könne / hernach verwirft man das Loch wieder um / und lasset also bis im Frühling / als wann man es wieder aufgräbt und die Flaschen voll Eichensaft findet / wovon der Baum abstirbet: den Saft ziehet man über den Helm / und reiniget ihn von denen Foecibus. Von dem rectificirten Saft nehme der Mensch alle Morgen nüchtern einen Löffel voll / so wird er seine Wunder sehen / wie er an Kräften und Stärke / Gesundheit und Verlängerung des Lebens zunimmt; dagegen wird der todte Eichbaum / welcher dem Menschen sein Leben überlassen / umgehauen / und anderswohin applicirt.»

Auch der Eschbaum, dieser heute in Anlagen und auf Gehöften beliebte Schattenbaum, dessen zähes Holz der Wagner und Skimacher besonders schätzen, besaß nach der Ansicht der Alten geheime Kräfte. Hören wir, was das oben erwähnte alte Buch darüber meldet:

«Von der Antipathie zwischen der Schlangen und dem Eschbaum.» Die Antipathie zwischen dem von Gott gesegneten Eschbaum / und der dem Menschen sehr aufsatzigen Schlange ist ungemein / und so gar / daß eine Schlange eher in ein Feuer springen würde / als in den Schatten eines Eschbaumes. Wann eine Schlange mit einem Stecken oder Ast von einem Eschbaum berührt wird / so bleibt sie wie todt liegen / und wann ein Hauß / wo in der Nähe Eschbäume stehen / und der Schatte biß an das Hauß gehet / oder das Laub von Eschbäumen darum gesträuet wird / so ist dasselbige ganz sicher von dergleichen Ungeziefer. Macht man mit einem Stecken von Eschenholz einen Crayß um eine Schlange / so bleibt sie in dem Crayß liegen... Die Ursach dieser Antipathie zwischen dem Eschbaum und der Schlange / bestehe in dem / daß der Eschbaum unter dem Einfluß der Sonne und des Jupiters stehet / die Schlange hingegen dem Saturno und Mercurio unterworfen ist / deren Ausflüsse von der Sonnenstrahlungen überwältigt werden. Die Sonne ist das Licht / Saturnus die Finsterniß / die Sonne himmlisch / der Saturnus irdisch / die Sonne klar und rein / der Saturnus grob und morastig.»

Will einer darstellen, wie ihn ein plötzlicher, heftiger Schmerz im Rücken überfallen habe, so drückt er sich etwa folgendermaßen aus: «As hät mar im Rugg an Rupf gänn, wie wenn i eis mit aram grüanan, eschanan Stäcken überchon hätti.»

Auch die Verwandte der Esche, die Eberesche oder der Vogelbeerbaum, im Prätigau «Gürgatsch» genannt, hat Anlaß zu drastischen Vergleichen gegeben. Wunderbar leuchten an sonnigen Spätsommertagen die roten Beerendolde aus der Fülle der feingegliederten Blätter hervor, und im strengen Winter liefern sie den hungrigen Amseln manchen willkommenen Bissen. Doch der Mensch, der von den verlockenden Beeren nascht, verzicht enttäuscht den Mund ob dem sauerbitteren Geschmack der schönen Früchte. Deshalb bezeichnet man einen sauren, trockenen,

unzugänglichen Menschen als «hellascha Gür-gatsch». Von einem anderen, der dagegen sehr biegsam und zutraulich ist, sagt man: «Das ist an haslana».

Noch eines unserer einheimischen Laubbäume möchte ich Erwähnung tun, da ihm nach dem Volksglauben besondere Kräfte innewohnen. Das ist die Salweide. Ihre Zweige, mit den Blütenkätzchen am Palmsonntagsmorgen abgebrochen und ins Haus gebracht, bewahren dieses vor Feuersgefahr und Wassernot und halten das Glück in den Räumen fest. Ein Salweidenzweiglein, ins Kummert eines jungen Rosses oder Rindes gesteckt, macht dieses geschickt zum Ziehen des Wagens oder Pfluges und verhütet, daß das Tier scheu wird und durchbrennt.

Als Symbole hingestellt werden sodann noch zwei bei uns in Bündeln weniger bekannte Bäume: die Trauerweide und die Zypresse. Erstere schmückt mit ihrem tief herabhängenden Haargezweig viele Friedhöfe und stellt die der Erde zugekehrte Trauer dar. Letztere ist das weithin sichtbare Wahrzeichen des stillen Gartens der Toten. Wer hätte je ihren Anblick vergessen, wenn er sie z. B. auf den Friedhöfen an den oberitalienischen Seen neben hohen weißen Kirchen in den Abendhimmel auffragen sah, in ihrer dunklen Farbe Verkünder des Schmerzes und des Leides, in ihrer hohen Gestalt etwas klar und ruhig nach oben Weisendes. «Unter den Zypressen» ist daher längst zum bildlichen Ausdruck geworden, von dem jedes Kind weiß, wohin er weist.

Neben den in unserem Lande heimischen Bäumen erwähnt unsere Sprache in ihren Bildern recht häufig auch fremdländische. Die vielfache Verwendung der Palme und ihrer Zweige ist jedem bekannt. «Er hat die Palme errungen» ist ein landläufiger Ausdruck und allgemein verständlich. Weniger bekannt dürfte der Sinn einer anderen Redeform sein, die häufig gebraucht wird und ein anderes fremdländisches Kind der Flora erwähnt, nämlich den Pfefferstrauch oder -baum. Häufig wünscht man einen unangenehmen Menschen oder eine solche Sache ins «Pfefferland» oder «dorthin, wo der Pfeffer wächst», ist sich aber nicht bewußt, was man damit eigentlich ausspricht und dem anderen wünscht. Nach Hermann Schrader spricht dieser Wunsch nicht nur aus, daß die betreffende Person sich dorthin entfernen möchte, woher eine Rückkehr nur schwer oder gar nicht möglich wäre, sondern er schließt direkt die Anwünschung eines jammervollen Todes in sich; denn der Pfeffer wächst in Gegenden, die ein sehr warmes, feuchtes Klima haben, das auf den Nichteingeborenen mörderisch wirkt, so z. B. im französischen Teil des südamerikanischen Guyana, Cayenne genannt. Die Temperatur sinkt dort selbst des Nachts kaum unter 25° C und verursacht dem Europäer oft schon in den ersten Tagen ein tödliches Fieber. Diejenigen, die von diesem Fieber nicht schnell hingerafft werden, fallen in ein elendes Siechtum. Deshalb hat Frankreich in revolutionären Zeiten oft seine Verwiesenen dorthin geschickt, und Cayenne hat den Namen: die trockene Guillotine erhalten. An die Schärfe des Pfeffers erinnern Ausdrucksweisen wie gepfefferte Bemerkungen, Rechnungen usw.

Einem anderen Fremdling, der bei uns vielfach als Topf- und Hauspflanze gezogen wird, legt der Volksmund prophetische Kräfte bei, der Myrthe. Ihr lassen Frauen und Töchter besonders sorgfältige Pflege angedeihen; denn wo in einem Haus die Myrthe blüht, wird bald eine glückliche Braut aus- und eingehen.

Neben Blumen, Bäumen und Sträuchern hat auch das brotspendende Getreide Stoff zu Bildern in unserer Muttersprache geliefert. Der Getreideacker mit seinem Rhythmus der im Winde sich wiegenden Halme hat je und je auf den beobachtenden und empfindenden Menschen einen eigenartigen Eindruck gemacht, und in den Werken der Dichter aller Zeiten wird seiner Erwähnung getan. Die körnerschwere Ähre läßt der Bauer mit besonderer Liebe über seine in der Arbeit gehärtete, braune Hand gleiten. Sie ist ihm der sprechendste Beweis der Geberfreude und Güte des spendenden Gottes. Das Gleichnis vom Sämann und dem Weizen auf dem verschiedenartigen Ackergrund gehört zu den schönsten der unvergleichlichen Gleichnisse unseres Herrn und Meisters Jesus Christus.

Die leere oder taube Ähre, die zwar stolz und aufrecht steht, aber für den Schnitter fast wertlos ist, dient oft zum Vergleich mit einem hochfahrenden, inhaltlosen Menschen. Als ein Bauer seinen Nachbarn auf die stattliche Erscheinung der Tochter eines andern aufmerksam machte, erwiderte dieser bedächtig: «Ja, ja; aber es ist as taubs Ehli (Ähre). As ist nur Karjanta und keis Chorn drin». Als Karjanta bezeichnet man leichte, minderwertige Körner mit sehr geringem Mehlgelhalt.

Auch das Gras wird häufig zum Symbol. Jedem ist aus der Bibel das schöne Bild bekannt, worin das Leben des Menschen verglichen wird mit dem Gras, das heute stehet und morgen abgehauen wird und verdorret. Häufig hört man das Wort: Das Gras ist verdorret, die Blume ist abgefallen.

Will ein Mensch alles besser wissen, klüger sein als andere, so «hört er das Gras wachsen und die Schnecken husten». Hat einer eine Wegstrecke in unglaublich kurzer Zeit zurückgelegt, so sagt der Volksmund: «Där het under da Schuah kei Gras la waxen». Ein im Laufe der Zeiten in bezug auf seine Bedeutung viel umstrittener Ausdruck ist: «ins Gras beißen». Die Deutung ist eine denkbar einfache. Jeder kann sich vorstellen, wie ein von der Kugel getroffenes Tier, z. B. ein Wolf, hinsinkt, im Todesschmerz sein Maul öffnet und nach allem beißt und schnappt, sei es Gras, Erde, Staub oder Stein. Auch bei sterbenden Menschen, besonders bei Verwundeten auf dem Schlachtfeld, soll man häufig beobachten, wie sie krampfhaft Kieferbewegungen machen und in alles beißen, was ihnen zwischen die Zähne kommt. Schon Homer berichtet in seiner Ilias:

... denn sehr viele Männer Achaias sanken,
den Staub mit den Zähnen zerknirschend.
Auch römische Dichter melden Ähnliches.

Um die Kraft des Schlages, den einer ausführt, zu veranschaulichen, sagt man: «Wo der hinschlägt, wächst kein Gras mehr». Auch das Heu wird zu allerlei Bildern gebraucht. Ein Reicher hat Geld wie Heu, ein Einfältiger Heu oder Stroh im Kopfe. Hat einer Heu in den Stiefeln, so hat er viel Geld auf die Seite getan. Ist Grund vor-

handen, sich vor einem zu fürchten, so sagt man von ihm, er habe Heu am Horn. Wie trefflich dieses Bild gewählt ist, sieht jeder ein, der daran denkt, welch erschreckenden Eindruck z. B. ein wilder Stier macht, der in seinem Grimm seine Hörner in einen Heuhaufen oder in ein Rasenstück mit dürrer Gras gestoßen hat und nun noch ein Büschel Heu am Horn trägt.

Hat man mit jemand weder freundschaftliche noch geschäftliche Beziehungen, so sagt man: «Ich han mit däm z'Heu nid uf am gleichen Boden».

Auch die Gartengewächse bieten Vergleichsmaterial. Einen eingebildeten Menschen nennt der Volksmund scherzend einen Randen- oder Rübenarren. (Narren nennt man bei Rüben und Randen usw. die mächtig in die Höhe schießenden Stengel, an denen es keine oder wenigstens keine richtigen Knollen gibt und die für den Gartenbesitzer wertlos sind.)

Selbst die Unkräuter, Dornen und Disteln sind nicht unbeachtet geblieben. Wer erinnerte sich nicht des Gleichnisses vom Unkraut unter dem Weizen! Alt ist das Wort: «Unkraut verdirbt nicht», das uns der Genesende scherzweise entgegnet, wenn wir ihn zu seiner Gesundung beglückwünschen. Als Disteln oder Brennesseln bezeichnet man böse, unnahbare Menschen mit spitzen, gefährlichen Zungen. Trefflich illustriert hat diese Kreidolf in seinen Alpenblumenmärchen. Über Dornen geht der Weg des Menschen, der in seinem Leben viele Widerwärtigkeiten zu überwinden hat.

Aber nicht nur Tiere und Pflanzen, sondern auch andere Erscheinungen in der Natur mehrten unseren Sprachschatz. Die Urvölker, die noch unmittelbar abhängig waren von der nährenden Scholle, die sie trug, nannten sie Nährmutter. Die breitbrüstige Gaia, die Gattin des Uranus aus dem Geschlechte der Titanen, war die allernährende Mutter Erde. Ströme und Quellen machten die Alten auch zu Göttern; denn sie fühlten und erkannten ihre Abhängigkeit von ihnen. Der Quell, der Ursprung des segensbringenden Stromes, ist zum Symbol des Ursprünglichen und Grundlegenden geworden. So spricht man vom Quell des Glückes, der Wohlfahrt, des Erfolges usw. Vom Mund des gottbegnadeten Redners quillt der Rede Fluß, aus dem Auge des Trauernden die Träne. «Die Quellen des Mitleids und der barmherzigen Liebe spenden ihren Segen» heißt es, wenn hilfsbereite Menschen Herzen und Hände öffnen für notleidende Brüder und Schwestern. «Nur us subern Quellen git's chlari Bäch» heißt es im Volksmund. Das drückt aus, daß nur aus klaren Motiven hervorgehende Taten guten, segensbringenden Fortgang haben werden.

Verrichtet jemand eine unnütze oder wenigstens uns als solche erscheinende Arbeit, so trägt er Wasser in den Rhein oder schöpft Wasser in ein Sieb. Hat jemand ein geläufiges Mundwerkzeug, so heißt es: «Däm sis Mul geit wie am Wasser angricht (wie ein vom Wasser getriebenes Mühlrad)». Führt einer gegen einen andern einen Hieb, mit dem er gar nichts ausrichtet, so hat er einen Schlag ins Wasser getan, wo die Spuren des Streiches sofort verschwinden, also auch völlig wirkungslos gewesen sind. Hat ein Mensch einem anderen die Erwerbsmöglichkeit

genommen oder wenigstens einen Plan durchkreuzt, so hat er ihm «das Wasser abgegraben», d. h. den Zuzug des künftigen Glückes und der Lebenskraft unterbunden. Das Bild kommt wohl von der belagerten Stadt her, der man das Trinkwasser abgräbt, um deren Besatzung zur Übergabe zu zwingen. Wenn ein Mensch in Schwierigkeiten dieser oder jener Art geraten ist, so «reicht ihm das Wasser bis an die Kehle». Um die Kinder von der Verunreinigung klarer Quellen und Bächlein abzuhalten, sagten Mütter oder Kindermädchen den Kleinen oft vor, das dürfen sie nicht tun; was sie ins Wasser werfen, komme dem lieben Gott in die Augen. Wohl noch ein Überrest vom Glauben, in jeder Quelle und in jedem Bächlein wohne ein Gott oder eine Göttin.

Wie das Wasser, findet auch das Feuer in der Sprachschöpfung Verwertung. Ist ein Mensch leicht erregbar, so redet man ihm nach, er habe sofort das Feuer im Dach oder, wie der Dialekt sich ausdrückt: «Da geit z'Für sofort zum Chemmi us». Mischt sich ein Mensch gerne in fremde Angelegenheiten ein, so rät ihm der Volksmund, seine Finger nicht ins Feuer und gar nicht in fremdes Feuer zu stecken. Wer gefährliche Handlungen unternimmt und oft wiederholt, der hat mit dem Feuer gespielt und sich dabei die Finger verbrannt.

Wie Feuer und Wasser finden auch Blitz und Donner in den Bildern der Sprache Verwendung. Eine unerwartete Nachricht trifft uns wie ein Donnerschlag oder ein Blitz aus heiterem Himmel. Wie Donner klingt der Tadel eines enttäuschten Mannes. Die Augen des Zornigen sprühen Blitze.

Auch Stein und Felsen treten uns in Sprachbildern entgegen. Ein gefühlloser Mensch ist steinhart. Auf die Treue eines Freundes vertraut man felsenfest. Hat man erfolglos einen Menschen zu erweichen und für eine Idee zugänglich zu machen versucht, so hat man gegen eine Felswand gesprochen.

Aber auch die Gegenstände, mit denen der Mensch in Haus und Beruf alltäglich zu tun hat, liefern Material zu träfen Bildern. Der Ursprung vieler von ihnen liegt in so ferner Zeit, daß er nur schwer zu ermitteln ist und oft auf interessante Dinge führt. Jeder hat schon den Ausdruck gehört: «einen Korb geben oder bekommen». So allgemein bekannt der Sinn der Redensart ist, so wenig sicher bekannt ist ihr Ursprung. Man hat nach der Germania des Tacitus die nachstehende Erklärung gegeben:

Tacitus redet davon, daß die Germanen den Grundsatz hatten, Freveltaten zur Schau zu stellen, Schandtaten dagegen dem Auge zu verhüllen. Aus diesem Grunde wurden Feiglinge und Schlachtenflüchtige (nach dem Begriff der Germanen die Verachtungswürdigsten) im Sumpf und Morast ersäuft, indem man sie hineinwarf und ein Korbgeflecht über sie stülpte. Das Unwürdige wurde also der ewigen Vergessenheit preisgegeben. In unserer heutigen Rede würde also das Korbgeben etwa bedeuten: «Ich stoße dich zurück und gebe dich der Vergessenheit preis. Dein Gedächtnis hat in mir keinen Platz, weil du mir unwert erscheinst und gleichgültig bist». Mag man diese Darstellung als ungenügende Erklärung ansehen für unseren Ausdruck, eines dürfte sicher

sein, daß die Sitte echt germanisch war. Dafür bürgt der Autor (Tacitus). Bei den Römern bestand nach H. Schrader auch ein besonderer Brauch in bezug auf die Verwendung des Korbes. Bei Hochzeiten habe man armen Verwandten, die man nicht einladen wollte, einen Korb voll Speisen in ihr Haus gesandt oder wenigstens zum Abholen vor die eigene Türe gestellt, sie also auf eine gewissermaßen entgegenkommende Art ausgeschaltet. Keine der beiden Deutungen scheinen aber zwingend auf den Ursprung unseres Wortes hinzudeuten. Die richtige Auslegung hat sicher der bekannte deutsche Sprachgelehrte Hildebrand gefunden. Aus zahlreichen Belegen zieht er den Schluß, daß unter dem Korb, von dem wir in unserem Falle sprechen, der Korb gemeint ist, in dem ein Liebender des Nachts zum Fenster des Mädchens, mit dem er plaudern und kosen wollte, hinaufgezogen wurde. War nun die Liebende ungnädig und wollte sie dem Liebhaber bedeuten, daß er ihr gleichgültig oder gar unangenehm sei, so richtete sie den Korb so ein, daß der «Fensterler» durch den Boden desselben fallen mußte. Er mußte also durchfallen und sich somit als abgewiesenen Liebhaber betrachten. Lieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert weisen auf das schon damalige Vorhandensein dieser Sitte hin und melden vom Durch- oder Herunterfallen der Werber. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde die Sitte etwas abgeschwächt und menschlicher gestaltet. Man schickte dem Werber einfach einen Korb ohne Boden zu. Diese Absage war dann deutlich genug. In manchen Gegenden Deutschlands muß ein Ungetreuer durch einen Korb ohne Boden kriechen. Die Sitte hat sich also zu einer Art volkstümlichen Strafgerichtes umgestaltet. An manchen Orten in Niederdeutschland und in Dänemark sagt man von einem, der sich einen Korb geholt hat, er habe sich ein blaues Schienbein erlaufen. Am Niederrhein soll noch heute folgende Sitte bestehen: Wenn ein Dorfjüngling und eine Dorfschöne ihr Liebesverhältnis aufgegeben haben, so kommen bei der ersten besten Gelegenheit ein paar kräftige Bauernburschen und ziehen den beiden einen Korb ohne Boden über den Kopf. Damit werden sie beide wieder «frei». Es ist, als ob jedes dem anderen einen Korb gegeben hätte, und sie sind somit quitt.

Hat ein junger Mann einen Korb bekommen und will er ausdrücken, daß der Schmerz darüber ihn nicht erdrücken werde, so sagt er: «Was i da überchon han, ist höchstens a Chratten und kei Chorb».

Zu mannigfachen Gleichnisreden Anlaß gibt auch der Zaun. Einer bricht z. B. einen Streit vom Zaun, verursacht einen solchen, ohne einen Grund, wenigstens einen triftigen, zu haben. Woher das Wort stammt, ist unschwer zu sagen. Zu einer Zeit, da noch links und rechts von der Straße Stecken- oder Lattenzäune waren, verursachte es keine Mühe, einen Stock oder Sparren zur Abwehr eines bissigen Hundes, eines wilden Stieres oder auch eines streitsüchtigen Menschen zu bekommen. Will man einen Menschen als niedrig und gemein hinstellen, so sagt man von ihm: «Der liegt hinter dem Zaun». Oder: »A sötta ist hinder jedem Zun z'finda (wo Wege- lagerer und Vagabunden liegen). Namentlich der

niedrige Zaun wird häufig als mangelhafte Abwehr bildlich gebraucht. Klagend sagt die arme Witwe: «Ja, ja, wa dr Zun nider ist, will all's über». Dem Armen und Schwachen gegenüber wird alles anmaßend, rücksichtslos, sucht Vorteile zu erringen.

Hat ein Mensch die Art oder, besser gesagt, die Unart, überall Vorteile zu ergattern, oft auch auf unerlaubte Weise, so redet man ihm nach: «Där weidat gärrn dür dan Zun». Das Bild ist aus dem Alpen- oder Maiensäßleben genommen. Jeder Hirtenbube weiß, wie gerne manche Tiere den Zäunen nach herumstreichen, die das Wiesland vom mageren Weideland trennen. Manche von ihnen haben eine außerordentliche Geschicklichkeit, den Kopf zwischen den Stecken und Latten hindurchzuschieben und so von dem saftigen Wiesengras zu naschen. Sie weiden durch den Zaun. Der Volksmund bezeichnet diese Erwerbskünstler mit dem wenig schmeichelhaften Namen «Wiesschelma». Sie sind bei den Hirten sehr verhaßt; denn sie bleiben nicht bei der Herde, sondern schleichen sich im ersten unbewachten Augenblick weg und gehen ihrem unlauteren Gewerbe nach.

Geht in einer Familie oder in einem Unternehmen nicht alles gut, so urteilt man: «Da ist aswa (irgendwo) a fuli Sul oder Latta im Zun». Redet man in der Familie etwa über andere Leute und ihre Angelegenheiten, so bemerkt der Vater: «Das ist ussert dam Zun und geit ünsch nüd an». Würde sich nur jeder diese Mahnung zu Herzen nehmen, es stünde an vielen Orten um vieles besser.

Ein Gegenstand, der beim Menschen häufig im Gebrauch steht und zu Bildern in der Sprache Anlaß gegeben hat, ist der Sack. Jedermann kennt den Ausdruck: «Einen in den Sack stecken», d. h. ihn überwältigen, geistig oder körperlich bemeistern. Schon Luther braucht den Ausdruck zu verschiedenen Malen. Viele wollen den Ausdruck aber aus einer Begebenheit herleiten, die sich zur Zeit Kaiser Maximilians II. zugetragen haben soll. Wenn wir diese auch nicht als Ursprung unseres oberwähnten Wortes annehmen, wollen wir sie unseren Lesern nicht vorenthalten. Hermann Schrader berichtet darüber:

Der Kaiser Maximilian II. hatte eine leibliche Tochter, Helena, die sich durch außerordentliche Schönheit auszeichnete. Zwei Männer besonders bewarben sich um sie, der eine ein reicher spanischer Edelmann, eine wahre Herkulesgestalt, der andere ein Liebling des Kaisers, der Hofkriegsrat Andreas Rauber (Freiherr von Blankenstein), ein gelehrter, stattlicher Mann von sehr großer Leibeskraft. Es wird berichtet, daß sein Bart ihm bis auf den Boden und wieder hinauf bis an die Mitte des Leibes ging.

Der Kaiser entschied nun, daß derjenige der beiden Rivalen die schöne Helena heimführen sollte, dem es gelingen würde, seinen Gegner in einen seiner Größe entsprechenden Sack zu stecken. Der Wettkampf fand im Angesicht des Kaisers und seines ganzen Hofstaates statt und wurde lange mit wechselndem Erfolg geführt. Endlich gelang es dem Deutschen, dem Spanier den Sack über den Kopf zu werfen. Er ergriff den Gegner an den Hüften, stürzte ihn um und schob ihn zum größten Ergötzen der ganzen Versammlung

in den Sack hinein. Der Spanier, dessen Stolz äußerst tief verletzt war, verließ den Hof Maximilians auf der Stelle. Rauber aber führte seine Braut heim und wurde in den Freiherrenstand erhoben. Doch konnte er sich seines Glückes nicht lange freuen; denn er stürzte einmal auf der Treppe über seinen Bart und brach das Genick.

Dies das Ereignis, aus dem viele unser altes Wort ableiten.

Andere Redensarten, die sich auf den Sack beziehen, sind folgende: einen im Sack haben, d. h. über ihn verfügen, schalten und walten können. Ähnlich: einen im Sack verkaufen wie eine in einem Sack transportierte Katze. Sorgt jemand

dafür, daß ein anderer einen großen Gewinn macht, so sagt man, er habe ihm alles in den Sack gespielt. Schilt jemand über eine Sache, eine Einrichtung im allgemeinen und will doch eine bestimmte Person treffen, so schlägt er auf den Sack und meint den Esel.

So ist unsere deutsche Muttersprache unermesslich reich an lebhaften Bildern. Möge ihr diese Naturhaftigkeit bewahrt bleiben und sie vor der allgemeinen Verflachung, die sich heute auf so vielen Gebieten unserer Kultur zeigt, bewahrt bleiben. Möge jeder an seinem Platze kräftig mitwirken, daß das alte Kulturgut in unserer Muttersprache erhalten bleibe.

Ich empfehle mein reichhaltiges Lager in

Haar- und Wollhüten
Damen- und Herrenschirmen
aparten Mützen
modernen Herrenhemden u.
Selbstbindern

+

Peter Naegeli, Hutmacher

Gegr. 1856 - Obergasse - Telefon 422

Konditorei Al. Ribi

Untertor

Chur

Tel. 161

Täglich frische Pâtisserie

Bonbonnières zu Festgeschenken

Große Auswahl in Bonbons

Spezialität: Feinste Torten

auf Bestellung / Versand nach auswärts

Alle gangbaren Marken Schokoladen

Dessert, Basler Leckerli, Thé, Café

Chocolat à la tasse

Wenn Sie

*Musik-Instrumente
Notenpulte, Taktstöcke
Musiktaschen, Saiten
oder Bestandteile
für alle Instrumente,
gute Bücher, Musikalien
Zeitschriften etc. etc.
benötigen,
dann wenden Sie sich
vertrauensvoll an*



Carl Gmür

*Buch- und
Musikalien-Handlung*

St. Martinsplatz 248 - Chur

Telephon 50

